

## Die Pionierzeit der Supervision an der Hochschule

Meine erste Begegnung mit Supervision hatte ich 1975 als Studentin an der Universität Kassel, damals noch Gesamthochschule Kassel, im Rahmen des Pädagogikstudiums. Prof. Dr. Hans Kilian, einer der Psychoanalytiker, die damals in der Lehrerbildung engagiert waren, bot Trainings an, in denen man sich im Format des Microteachings in der Lehrerrolle erproben konnte. Im Rollenspiel wurde eine zuvor vorbereitete Unterrichtssequenz gespielt, gefilmt und ausgewertet. Die durchaus supervisorische Fragestellung war: Welche Beziehungsmuster konstellieren diese angehenden Lehrer, wie reagieren sie auf Beziehungsangebote der Schüler, wie wirken sie als Person, wie nehmen sie ihre Rolle wahr und wie beeinflusst dies das Lernen der Schüler?

Neben dem Microteaching, das sehr naturgemäß sehr selbsterfahrungsintensiv war, gab es Vorlesungen zu den Grundideen der Psychoanalyse wie Übertragung und Gegenübertragung, Abwehrmechanismen, zur Ethnopschoanalyse etc. und Selbsterfahrungsgruppen. Das aus meiner heutigen professionellen Perspektive betrachtet anspruchsvollste Setting war eines, in dem wir Studierende unter der Regie von Hans Kilian Lehrer supervidierten. Morgens machten wir teilnehmende Beobachtungen im Unterricht eines Lehrers aus Hans Kilians Supervisionsgruppe. Wir führten mit dem Lehrer vor dem Unterricht ein kurzes Gespräch, ließen uns eine Problembeschreibung und einen Auftrag geben, worauf wir achten sollten. Die Beobachtungen und Wahrnehmungen schilderten wir in einer minimalstrukturierten Situation der Studierendengruppe und bearbeiteten sie mit Hilfe des Leiters auf Gegenübertragungen, Spiegelungen etc. Wir versuchten, wie wir es im Microteaching gelernt hatten, die Beziehungsmuster zwischen Lehrer und Schülern zu verstehen. Unter Anleitung von Hans Kilian berieten wir nachmittags – meist mit erhöhtem Adrenalinspiegel – diesen Lehrer in einem Großgruppensetting aus Lehrer- und Studentengruppe. Nach diesen Erfahrungen war mir klar, dass es das ist, was ich lernen und tun will. Ich war ‚für die Schule verloren‘ und ich hatte Glück!

Mitte der siebziger Jahre war in der neu gegründeten Reformhochschule ‚Gh-Kassel‘ eine wirkliche Pionierzeit mit Aufbruchsstimmung, Gestaltungsmöglichkeiten und innovativen Projekten – mit den üblichen für mich als Studentin damals natürlich nicht erkennbaren Konflikten in der Organisation. Prof. Dr. Dieter Eicke, der bei Michael Balint in London Psychoanalyse und Balintgruppenarbeit gelernt hatte, gelang es mit der Unterstützung mehrerer Kollegen und durch Adrian Gaertner, der im Modellversuch „Soziale Studiengänge“ arbeitete, die erste universitäre Supervisionsausbildung aufzubauen. Meine innere Entscheidung, nach dem Staatsexamen nicht ins Referendariat zu gehen, wurde dadurch ‚unterstützt‘, dass es das erste Mal keine Plätze für Absolventen gab. Ich musste mir einen Job suchen und hörte von einem Forschungsprojekt über Supervision.

Das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Schwerpunkt Hochschuldidaktik in den Jahren 1978-1981 geförderte Projekt hatte zum Ziel ein wissenschaftlich fundiertes Modell von Supervision zu entwickeln und die Lehrbarkeit, also didaktische Umsetzung dieses Modells, im Rahmen des Diplomstudiengangs ‚Supervision für soziale Berufe‘ zu untersuchen. Ich verdiente mein erstes Geld als wissenschaftliche Hilfskraft mit Inhaltsanalysen von Supervisionsgruppensitzungen und mit narrativen Interviews mit neu aufgenommenen Supervisionsstudenten. Dass ich in meinem interdisziplinären und weitgehend selbstbestimmten Studium auch Sprachwissenschaft und qualitative Sozialforschung gelernt hatte, war mir jetzt sehr von Nutzen. Zu diesem Zeitpunkt war mir nicht klar, dass ich in diesem Forschungsprojekt den ersten und prägendsten Teil meiner Supervisionsausbildung absolvierte.

Die Analyse der von Dieter Eicke und Adrian Gaertner geleiteten Kontrollsupervision für die Lehrsupervisoren – der sogenannten Balintgruppe – und die von den Lehrsupervisoren durchgeführten Kontrollsupervisionen lehrten mich, wie man Supervision macht. Es war ein Lernen durch Mastermodelling, denn meine Aufgabe war es, die Interventionen der Leiter und die Strukturen des Ablaufs von Supervisionssitzungen zu erforschen. Dieser Balintgruppe gehörten die Leiter und Lehrsupervisoren bereits existierender Supervisionsausbildungen an, die, wie man heute sagen kann, alle einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Profession genommen haben. Sei es, weil sie später als Repräsentanten der Gründungsinstitute die DGSv mitgründeten oder weil sie durch ihre konzeptionelle Arbeit die fachliche Entwicklung der Supervision prägen würden. Sie repräsentierten die damals existierenden Supervisionskonzepte und -schulen. Es ist ein Wunder, dass es allen Beteiligten gelungen ist, trotz Marktinteressen – es handelte sich um konkurrierende Ausbildungsinstitute –, trotz unterschiedlichster Professionszugehörigkeiten (Mediziner, Soziologen, Sozialarbeiter etc.) und trotz unterschiedlichster konzeptioneller Ausrichtung in dieser Gruppe vertrauensvoll zusammen zu arbeiten und darüber hinaus die Entwicklung der ersten Hochschulausbildung persönlich zu unterstützen.

Es gab damals keinen ‚Stand‘ der Lehrsupervisoren und Ausbildungsleiter und keine Qualifikationsstandards für diese Positionen. Wie in allen Pionierphasen machten noch alle fast alles. Eine Analyse der organisationalen Verflechtungen und der verschiedenen sich widersprechenden Rollen, die die Balintgruppen-Mitglieder und der Leiter innehatten, die ich später angefertigt habe, als wir mehr über die Bedeutsamkeit von Settings für die Abläufe in den Gruppen wussten, ergab massive Rollenwidersprüche und aus heutiger Sicht gesehen professionelle Fehler bei der Konstruktion des Settings. Heute wäre es unvorstellbar, dass der Leiter einer Ausbildungsinstitution Ausbildungsteilnehmer unterrichtet, gleichzeitig einzelnen selbst Lehrsupervision gibt und dann noch die Kontrollsupervision für die Lehrsupervisoren macht. Wenn man nach den heutigen Standards hätte handeln wollen, wäre kein einziges Setting und damit die Ausbildung nicht zustande gekommen. Dank des Engagements aller Beteiligten, das für Pionierphasen typisch ist,

in denen die Menschen eine Vision eint, in diesem Fall die Vision Supervision in Deutschland zu etablieren, ist es den Beteiligten gelungen, die organisationalen Verwicklungen zu überwinden.

Und noch etwas kam erschwerend hinzu. Was man sich heute kaum noch vorstellen kann, ist der Streit zwischen den unterschiedlichen konzeptionellen Orientierungen: Der Tradition der Supervision in der Sozialarbeit, der Balintgruppenarbeit, also psychoanalytisch geprägter Supervision, der durch die Gruppendynamik geprägten Supervision, der an holländischen Ausbildungen orientierten Andragogischen Supervision, die den Lehr- und Lernaspekt präferierte, den Supervisionskonzepten mit gestalttherapeutischen oder psychodramatischen Wurzeln.

Es waren ideologische Auseinandersetzungen, man trat mit dem Anspruch auf, das richtige Konzept zu vertreten, und erhob damit Ansprüche auf Deutungshoheit und Terrain, oder man ignorierte sich wechselseitig. Die systemisch orientierte Supervision spielte Mitte und Ende der siebziger Jahre noch keine Rolle. Durch diese Auseinandersetzungen u.a. gelang aber auch die Emanzipation der Supervision von ihren Wurzeln in der Therapie, der Sozialarbeit etc. So ist es heute keine Frage, dass es Spiegelungsphänomene gibt, man mit zirkulären Fragen und szenischen Verfahren arbeitet, die Gruppendynamik in einer Fallsupervisionsgruppe beachtet werden muss, man durch Supervision Wissen über professionelles Handeln erwirbt und Supervision von internen wie auch von externen Supervisoren praktiziert werden kann. Dass Vertreter konkurrierender Institute und konzeptioneller Ausrichtungen unter der Leitung eines Supervisors, der einer Richtung angehörte, Fallsupervision betrieben, in der es um Berichte aus Einzel- oder Gruppensupervisionen mit den Studierenden des Supervisionsstudiengangs ging, war damals ungewöhnlicher als heute. Was wir als Forscher in diesen Gruppen entdeckten und was mich als Supervisorin nicht verwundert, ist, dass in einem Drittel der Sitzungen keine Fallarbeit gemacht wurde, sondern etwas, was wir als Programm Selbstthematisierung beschrieben haben, die Gruppe beschäftigte sich direkt mit der Klärung ihrer Arbeitsbeziehungen und nicht indirekt über den Fall.

Die für den Studiengang Verantwortlichen hatten sich für die Erforschung der Supervision entschieden, damit sich Supervision als Fach an Hochschulen würde etablieren können. Es gelang ihnen dieses gut ausgestattete DFG-Projekt zu institutionalisieren. Dieter Eicke rekurrierte hier sicher auf die ‚Training- cum- Research‘-Gruppen von Michael Balint, der das Interesse hatte, mithilfe von Supervision berufliche Praxis zu erforschen und die Professionals zu trainieren. Was heute unter Balintgruppen verstanden wird, die psychoanalytisch orientierte Fallsupervision, ist eigentlich eine ‚Schwundform‘ seines ursprünglichen Settings. Davon wussten wir Forscher nichts, Supervision als Forschungsstrategie war in den Disziplinen, aus denen wir kamen, unbekannt. Das Setting dieses Forschungsprojekts war vergleichsweise ungewöhnlich. Die Forschergruppe war interdisziplinär zusammengesetzt: Soziologen, Psychologen, Sprach- und Kommunikationswissenschaftler und transdisziplinär angelegt: Supervisoren, Balintgruppenleiter und Supervisionsstu-

dierende gehörten zum Forscherteam. Das Projekt war mit dem Studiengang gut vernetzt, Supervisionsstudenten arbeiteten als wissenschaftliche Hilfskräfte mit, die Projektmitarbeiter unterrichteten im Studiengang und unsere Analyseergebnisse wurden regelmäßig an die untersuchten Supervisionsgruppen rückgekoppelt und mit ihnen diskutiert. Wir arbeiteten ausschließlich empirisch an transkribierten Supervisionssitzungen und zwar gemeinsam. Für mich war die Untersuchung der realen Supervisionen im Forscherteam richtige Entdeckerarbeit und durch die unterschiedlichen Sichtweisen auf die untersuchten Sequenzen sehr lehrreich. Solche innovativen und produktiven Rahmenbedingungen hat es in meiner Forscherinnenbiografie und in den mir bekannten Forschungsprojekten zu Supervision oder Beratung nicht wieder gegeben.

Das Forschungssetting führte zu einer Veränderung der ‚mitgebrachten‘ Forschungsstrategien auf der einen und zu einer Veränderung der Sicht der Praktiker auf ihren Gegenstand auf der anderen Seite. Wir Forscher entdeckten die Kraft der Selbstreflexion und der Spiegelungsphänomene, die Supervisoren die Funktionsweise und Steuerungsfunktion der professionellen Programme, nach denen sie arbeiteten. Nach einem Jahr im Projekt bekam ich eine Qualifikationsstelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin und schrieb an meiner Promotion über Spiegelungsphänomene. Die traten nicht nur in Supervisionsgruppen auf und wurden als ‚Königsweg‘ der Erkenntnis in der Balintgruppenarbeit bezeichnet, sondern auch in unserer Forschergruppe. Wenn wir die Sitzungen untersuchten, also mit Transkripten arbeiteten oder Tonbandsequenzen abhörten, spiegelte sich der dort besprochene Fall in unserer Forschergruppe wider, was den geschulten Professionals natürlich auffiel. Wir nahmen die Analyse von Spiegelungen als erkenntnisgenerierendem Verfahren in unsere Forschungsstrategie auf.

Es gab vielfältige Kontakte zu anderen Gruppen, die sich damals mit der Erforschung von Supervision und von Therapie befassten. An der Universität Frankfurt untersuchten Prof. Dr. Peter Kutter und Prof. Dr. Hermann Argelander Ausbildungssupervisionen im Psychologiestudium. Wolfgang Loch, ein Balintschüler, hatte in Tübingen eine Stiftung zur Erforschung von Balintgruppen eingerichtet und Sprachwissenschaftler mit der Untersuchung der Gruppen beauftragt. Prof. Dr. Luban-Plozza erforschte Unterschiede der Supervision von Medizinstudenten und erfahrenen Medizinem. Prof. Dr. Ulrich Rosin in Düsseldorf das Erlernen einer beziehungsförderlichen Haltung bei Medizinem durch Balintgruppen. Es gab zwei Schriftenreihen, die sich mit der Erforschung von Balintgruppen beschäftigten, während die neu gegründete Zeitschrift Supervision sehr zurückhaltend mit der Veröffentlichung wissenschaftlicher Ergebnisse war.

Die Forschung war zu diesem Zeitpunkt im Bereich der Balintarbeit sehr viel weiter und die Verbandstätigkeit ebenfalls. Die Deutsche Balintgesellschaft übte auf viele Supervisorinnen, die damals noch keinen eigenen Verband hatten, eine große Attraktion aus, aber Nicht-Mediziner nahm man nicht auf. Wie viele andere wurde auch ich, als ich mich nach Ende des Projekts für die Supervisionssausbil-

zung entschied, Mitglied der Sektion Sozialtherapie des Deutschen Arbeitskreises für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik. Die Gründung eines Supervisorenverbandes in diesem Rahmen glückte nicht. Andere Supervisoren wurden Mitglied der Sektion Gruppendynamik dieses Verbandes, einer der wichtigsten Keimzellen der Organisationsberatung und –entwicklung in Deutschland. Es fehlte an einer eigenen und von den Ausbildungsinstituten unabhängigen Plattform für die Entwicklung der Profession.

Doch zurück zum Projekt. Die Orientierung der Supervision an Balintarbeit, Gruppendynamik und -therapie mag heute erstaunlich klingen, aber zu diesem Zeitpunkt war auch fachlich noch nicht wirklich klar, was der Unterschied zwischen Supervision auf der einen und Selbsterfahrung bzw. Therapie auf der anderen Seite ist oder sein sollte. Also untersuchten wir auch therapeutische Kommunikation in Einzel- und Gruppensettings. Prof. Dr. Anneliese Heigl-Evers, Düsseldorf und Prof. Dr. Franz Heigl, Tiefenbrunn stellten ihre Therapiegruppen zur Verfügung und Prof. Dr. Dieter Ohlmeier seine Selbsterfahrungsgruppen aus dem Studiengang Supervision in Kassel.

Die heute üblichen Grenzen zu Selbsterfahrung, Therapie und Gruppendynamik wurden von manchen Supervisoren zu dieser Zeit wirklich nicht eingehalten, und das, was man heute unter Setting versteht, die Schaffung institutioneller Rahmenbedingungen durch Kontrakte, Vorgespräche, Regeln, war damals noch kein Standard. Das zeigte sich z. B. darin, dass Vorgespräche für nicht relevant gehalten und auch nicht auf Tonband aufgezeichnet wurden, so dass es dazu kein Datenmaterial gab. Wichtig war den Balintgruppenleitern und den Supervisoren der ‚Prozess‘ in den Sitzungen und der gesamte historische Gruppenprozess.

Dass es bei den Supervisanden nicht in erster Linie wie in der Therapie um die Person, sondern auch um ihre Rolle in Organisationen und ihre professionelle Identität geht, konnten wir herausarbeiten. Prof. Dr. Fritz Schütze, der 1980 ins DFG-Projekt einstieg, als er auf eine Professur an die Universität Kassel berufen wurde, verstärkte mit seinem Interesse an professionellen Paradoxien beruflichen Handelns die soziologische Sicht auf die Supervision.

Meine Dissertation über Spiegelungsphänomene wurde nicht fertig, es fehlten wie sich später herausstellte, noch ein paar wesentliche Annahmen und Modelle, die erst durch die Beschäftigung mit der Systemtheorie entstanden. Supervision selbst ist als ein System aufzufassen, in dem sich andere Systeme spiegeln können, sowohl als ein psychisches, ein organisationales und heute würde man durch die Erfahrungen mit Körperarbeit ergänzen, als ein biophysisches System. Der zweite Grund, warum ich die Arbeit nicht zu Ende brachte, war ein persönlicher. Im Forschungsprojekt entstand zunächst eine Arbeits- und später eine Lebensgemeinschaft mit Michael Giesecke, einem Sprach- und Kommunikationswissenschaftler, die gemeinsame Veröffentlichungen und 1983 unser erstes Kind hervorbrachte. Im Projekt verband uns die Begeisterung für diese Art des Forschens und Entdeckens und die Faszination der Selbsterfahrung. Für mich war der Anreiz, selbst Supervision

zu lernen und zu praktizieren, so groß, dass ich nach Projektende 1981 mit dem Supervisionsstudium begann. Erst einige Zeit später gelang es mir in meiner Beratungspraxis, das, was ich im Projekt durch wissenschaftliche Arbeit und im Supervisionsstudium an Methoden gelernt hatte, zu integrieren. Erst auf der Grundlage dieser Erfahrungen konnte ich mit meiner zweiten Dissertation das Projektziel, ein wissenschaftlich fundiertes Supervisionskonzept zu entwickeln, erreichen, was während des Projekts noch nicht möglich war. 1988 war meine Dissertation mit dem Titel ‚Supervision als Katalysator der Veränderung von Individuum und Institution‘ fertig. Ein für den heutigen Geschmack etwas sperriger Titel, der die Hoffnung auf Veränderung durch Supervision, die diese Pionierzeit prägte, ausdrückt. Als ‚Supervision für Gruppen und Teams‘ hat sie mittlerweile vier Auflagen erlebt und ist zum Standardwerk geworden.

Im Vergleich zu vielen anderen, die von der DGSv geehrt wurden und in diesem Heft schreiben, war für mich die Forschung der Einstieg in die Supervision, was meine Art Supervision zu praktizieren und zu lehren, stark geprägt hat. Die Verbindung von Forschung und Praxis zieht sich seit Anfang der achtziger Jahre wie ein roter Faden durch meine Berufsbiografie. Ich arbeitete freiberuflich als Supervisorin, lehrte Supervision an Hochschulen und in privaten Weiterbildungsinstitutionen und bekam 1993 die erste Professur für Supervision im deutschsprachigen Raum an der Fachhochschule in Hannover. Eine Traumstelle, die die Verbindung von Lehre und Forschung forderte und die Möglichkeit bot, nebenberuflich als Supervisorin zu arbeiten. Nachdem ich die Supervision für mein Empfinden hinreichend erforscht und praktiziert hatte, widmete ich mich der Organisationsberatung und -entwicklung, dem Coaching, und seit einiger Zeit der Karriereberatung. Die Zeiten sind andere geworden, der Elan der Pionierzeit ist längst gewichen, Supervision ist als Beratungsformat, als Ausbildung und als Fachverband etabliert. Sie hat mit neuen Themen zu tun wie jede Organisation oder Person, die in neue Phasen ihres Entwicklungszyklus eintritt – so wie ich als Professional und Person auch. Unser kleiner ‚Familienbetrieb‘ zur Produktion von Wissenschaft, der in dieser für mich biografisch und berufsbiografisch prägenden Phase der späten siebziger Jahre, entstand, existiert bis heute.

*Anschrift der Autorin:*

Prof. Dr. Rappe-Giesecke, Qualenriethe 25, 31535 Neustadt